



Brückenbauer zwischen zwei Welten

Migranten in Deutschland



Herausgegeben von:

Mit anderen Augen ...

Migranten als Brückenbauer

Auf einer Reise quer durch Deutschland lernten wir Menschen aus Asien, Afrika und Osteuropa kennen. Ihre persönlichen Hintergründe und Erfahrungen sind völlig verschieden. Einige flüchteten vor Verfolgung und Krieg, andere kamen auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen oder um in Deutschland eine bessere Ausbildung zu absolvieren. Inzwischen leben sie seit vielen Jahren in Deutschland, haben eine Anstellung gefunden und eine Familie gegründet. Die meisten von ihnen kamen mit dem Gedanken hierher, nach einer gewissen Zeit wieder zurückzukehren. Politische, wirtschaftliche oder zwischenmenschliche Gründe gaben ihrem Leben jedoch eine andere Richtung, und sie blieben bis heute. Keiner von ihnen hat jedoch sein Geburtsland vergessen.

In ihrer freien Zeit setzen sich diese Menschen in gemeinnützigen Vereinen für ihre Herkunftsländer ein: Sie sammeln Spenden, initiieren Projekte, tauschen sich mit lokalen Partnern aus und verbessern so die Lebensbedingungen dort. Nach einigen Jahren in Deutschland betrachten sie ihr Herkunftsland oft mit anderen Augen und sehen die Bedürfnisse der Menschen in ihrem Ursprungsland deutlicher. Mit anderen Augen betrachten sie auch Deutschland, nachdem sie die Menschen und die Kultur hier kennengelernt haben. Und mit anderen Augen sehen auch wir Deutschen die Frauen und Männer aus anderen Teilen der Welt, wenn wir mit ihnen ins Gespräch kommen, ihre Geschichten kennenlernen.

Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) schätzt die vielfältigen und aktiven Beiträge, die Migrantenorganisationen zur Entwicklung ihrer Herkunftsländer leisten. Sie sind in der Kultur und Sprache ihres Herkunftslandes genauso zu Hause wie in Deutschland. Sie kennen die Gebräuche, Empfindlichkeiten, politischen und gesellschaftlichen Strukturen hier wie dort. Das erleichtert es ihnen erheblich, gemeinnützige Projekte in ihrem Herkunftsland umzusetzen. Zudem entsprechen die Ziele der Migranten häufig denen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit. Die Vorteile einer Zusammenarbeit liegen auf der Hand.

Aus diesem Grund hat das BMZ die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH¹ damit beauftragt, gemeinnützige Projekte von Migrantenorganisationen im Rahmen eines Pilotförderprogramms zu unterstützen. Mit einer zusätzlichen finanziellen Unterstützung der Jacobs Stiftung erarbeitet die GIZ seit 2007 mit Migrantenorganisationen in Deutschland nachhaltige Projekte. Sie hilft bei der Antragstellung, bringt die Expertise des Projektmanagements ein, versucht Synergien mit der deutschen Entwicklungszusammenarbeit im Herkunftsland zu nutzen und bietet finanzielle Förderungen. Die in Deutschland lebenden Migranten setzen die Projekte mit lokalen Partnern in ihren Herkunftsländern um. Diese Zusammenarbeit vervielfacht die Wirkung der deutschen Entwicklungszusammenarbeit genauso wie das Engagement der Migranten – und schlägt dabei eine Brücke zwischen den Ländern und Kulturen.

¹Die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH bündelt seit dem 1. Januar 2011 die Kompetenzen und langjährigen Erfahrungen von DED, GTZ und InWEnt. Weitere Informationen erhalten Sie unter www.giz.de.

Sabur Achtari



PROJEKT:
Energiestationen für Großfamilien
Organisation: Afghan
Bedmoschk Solar Center e. V.
Land: Afghanistan



Kabul 1973: Für Sabur Achtari erfüllt sich ein Traum. Er beendet die deutsche Schule als einer der Jahrgangsbesten und erhält ein Stipendium für das Maschinenbaustudium in Deutschland. Nach sechs Jahren und mit dem Diplom in der Tasche zieht es den quirligen Mann zurück in seine Heimat, denn: »Ich wollte im Ausland studieren, um dieses Wissen meinem Land zurückzugeben.«

Im Ministerium für Stromversorgung in Kabul findet er einen Job, der ihm Spaß macht. Seine Frau und er sind glücklich, bekommen drei Kinder, die Welt scheint in Ordnung zu sein. 1984 verschärft sich der Krieg. Die Familie flüchtet über Pakistan nach Deutschland und bittet um Asyl. »Die ersten vier Jahre in Deutschland waren schwer. Ich durfte nicht arbeiten, meine Frau war unglücklich, und unsere Zukunft sah düster aus«, erinnert sich Achtari. Dann die Erleichterung: Die deutschen Behörden gewähren ihnen politisches Asyl.

Der Familienvater findet eine Anstellung als Ingenieur, doch die Sorge um seine Heimat lässt ihn nicht los. »Mir war klar, dass wir so schnell nicht nach Afghanistan zurückkonnten. Irgendetwas wollte ich aber für unser Land tun!« Die Chance bietet sich 1994. Für die GIZ kann Achtari von Pakistan aus vier Jahre lang ein Nothilfeprogramm für Afghanistan leiten und zögert nicht eine Sekunde: Mit Frau und Kindern siedelt er nach Pakistan um. Nach diesem Einsatz geht es zurück nach Deutschland, in das idyllische Bad Krozingen im Breisgau. Diesmal ist der Start erheblich leichter, denn Deutschland ist ihnen nicht mehr fremd. Schmunzelnd erzählt Achtari: »Am Anfang haben hier alle skeptisch auf den bärtigen Mann und die Frau mit dem Kopftuch geschaut.

Doch das änderte sich schnell, nachdem uns die Menschen hier näher kennengelernt hatten.« Gemeinsam mit afghanischen und deutschen Freunden gründet Achtari mehrere Vereine, um Afghanistan zu helfen. Einer davon ist der Afghan Bedmoschk Solar Center. Bedmoschk ist ein abgelegenes Dorf hundert Kilometer von Kabul, mit schlechten Straßen, ohne Busanbindung und Strom. »Meine Eltern kommen von dort, und wir hatten die Vision, ein Musterdorf zu schaffen, das wir komplett mit erneuerbaren Energien elektrifizieren.« Der Erfolg des Projekts in Bedmoschk spricht sich schnell herum, immer mehr Menschen kommen auf Achtari zu und bitten ebenfalls um Unterstützung. Gemeinsam mit der GIZ entwickelt Achtari die Idee, das Modell Bedsmok auf einige umliegende Dörfer zu übertragen. So entstehen zwölf weitere Energiestationen. Das ist jedoch erst der Anfang: »Durch das Projekt des Pilotförderprogramms führen wir erneuerbare Energien in ein Dorf ein. Wir bilden Solar-Techniker in unserer eigenen Werkstatt aus, die die Anlagen warten und später noch weitere installieren«, erläutert der Ingenieur.

Achtari ist zufrieden: »Bisher kam der Impuls für moderne Technologien aus den Städten, durch uns nun aber auch aus den Dörfern. Die Bewohner macht das stolz und selbstbewusst. Unser Werkstattmeister vor Ort ist Analphabet, aber er kann den Hochschulabsolventen erklären, wie sie eine Solaranlage warten und installieren müssen.«

In Deutschland hält der engagierte Mann Vorträge in Schulen, Gemeinden und Organisationen, wo er über seine Heimat erzählt. Eine Chance für beide Länder, einander näher zu kommen.



Thierno und Aissatou Diallo



PROJEKT:
Erweiterung einer Dorfschule
Organisation: The Bridge e. V.
Land: Guinea



Conakry 1960: Als Landesbester macht Thierno Aliou Diallo mit 19 Jahren sein Abitur in Guinea. Er bekommt ein Stipendium und studiert in der DDR. Nach einem Jahr kommt seine Frau Aissatou nach, beide wählen das Fach Chemie. »Wir kamen aus der Sonne Afrikas in das kalte Grau von Halle«, blicken beide zurück.

Schon als Studenten kämpfen die zwei gegen die Diktatur in ihrer Heimat. 1973 spüren sie die Folgen ihrer Kritik: »Wir mussten uns vor der guineischen Botschaft in Ost-Berlin und den DDR-Behörden verstecken, um einer Auslieferung zuvorzukommen.« Der Doktorvater des begabten Chemikers hilft der jungen Familie. Mit dem Auftrag, wissenschaftliche Recherchen an der Freien Universität in West-Berlin anstellen zu müssen, gelingt ihnen die Flucht über West-Berlin nach Frankreich. »Wir mussten nach Frankreich, da wir durch die Kolonialgeschichte Guineas dort Ausweisungspapiere bekommen konnten. In Europa ist man ohne diese ja ein Niemand«, beschreibt das Ehepaar diese schwierige Zeit. Mit den Papieren gehen sie nach West-Deutschland, da beide Söhne kein Wort Französisch sprechen.

Nach den turbulenten Jahren beginnt eine ruhige, glückliche Zeit. Die Eheleute Diallo arbeiten als Gymnasiallehrer. 1980 der nächste Schock: Sie müssen ihre französischen Papiere an das französische Konsulat in Düsseldorf zurückgeben. Jetzt sind die Eheleute entschlossen, deutsche Staatsbürger zu werden: »Wir stellten in Deutschland einen Einbürgerungsantrag, den die Behörden bewilligten. Seitdem sind wir ganz offiziell Deutsche!«

In all den Jahren können sie nicht in ihr Heimatland reisen. 1984 stirbt Diktator Sekou Touré, der Weg nach Guinea ist frei. »Wir fuhrten voller Hoffnung nach Guinea, aber die neue Regierung wollte uns Intellektuelle nicht haben. Da wir unser Know-how nicht direkt in Guinea einbringen konnten, beschlossen wir, uns von Deutschland aus sozial zu engagieren«, erinnert sich Thierno. 1992 gründet das Paar den Verein »The Bridge«. Die Gymnasien, an denen die beiden Lehrer arbeiten, organisieren Sponsorenläufe für Guinea, sie bekommen Hilfe von Freunden. Das Geld fließt in der ersten Phase der Vereinsgeschichte in Krücken, Krankenhausbetten, Rollstühle, Schulmaterial. Nicht selten finanzieren die deutsche Entwicklungszusammenarbeit und die Bundeswehr die Transporte. Bald ist der Verein in ganz Guinea ein Begriff. »Viele nationale Organisationen und Gemeinden bitten uns um Unterstützung. Wir helfen, wo wir können«, erzählt Aissatou. Eines dieser Projekte ist die Dorfschule in Sempetin, Zentralguinea. Die Kooperative Haldi Fotti bittet The Bridge um Hilfe, damit die Kinder aus dem Dorf nicht mehr stundenlang zum Unterricht laufen müssen. Nachdem der Verein die Finanzierung des Baus auf die Beine gestellt hat, unterstützt das Pilotförderprogramm die Erweiterung der Schule um drei Klassenräume. Auch Erwachsene profitieren davon, ihnen bietet die Schule Alphabetisierungskurse, und der Staat zahlt die Lehrer.

»Wir leben gern in Deutschland. Aber uns ist es gelungen, als Menschen mit und zwischen zwei Kulturen eine Brücke zu schlagen, mit tollen Menschen aus beiden Nationen«, beschreiben die beiden Rentner ihr Leben.



Hassan Dihazi



PROJEKT:
Wissenschaftskooperation:
Modernisierung medizinischer
Forschung
Organisation: Deutsch-
Marokkanisches
Kompetenznetzwerk e. V.
Land: Marokko



Marrakesch 1990: Der junge Diplombiologe Hassan Dihazi möchte wissenschaftlich arbeiten. Er erkundet die Möglichkeiten in Marokko und ist enttäuscht; eine Forscherkarriere scheint hier unmöglich. Kurz entschlossen geht er nach Deutschland. In Kiel angekommen, folgt die Ernüchterung. Die Universität erkennt nur geringe Teile seines Studiums an, er muss noch einmal von vorne anfangen. Doch Hassan lässt sich nicht unterkriegen, studiert Meeresbiologie, danach promoviert er in Leipzig. Nachts arbeitet er in einem Fotolabor, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, tagsüber widmet er sich der geliebten Forschung. »Ich habe mich oft gefragt, ob ich das Richtige tue. Die ganze Zeit, das Geld und die Mühe für diese zweite Ausbildung haben mich viel Kraft gekostet«, denkt Hassan zurück.

Im Studentenwohnheim lernt Hassan ein Mädchen aus Norwegen kennen. Die beiden heiraten, der Lebensentwurf des jungen Mannes ändert sich: »Ich wollte eigentlich zurück nach Marrakesch an die Uni, um dort die Forschung voranzutreiben. Aber das Schicksal hat mich in Deutschland gehalten.«

2003 schaut sich der junge Doktor nach einer Stelle um. In Göttingen findet er, was er sucht: Leiter einer Forschungsgruppe in der Nieren- und Rheumaheilkunde. Hassan ist in seinem Element, habilitiert in experimenteller Medizin und macht genau das, was ihm schon als Kind vorschwebte. Das Paar hat inzwischen drei Kinder, die sich in Göttingen wohlfühlen.

Dann kommt nochmals frischer Wind in das Leben des Wissenschaftlers. Der

marokkanische Botschafter animiert seine Landsleute, etwas für ihr Heimatland zu tun. Der Verein »Deutsch-Marokkanisches Kompetenznetzwerk« (DMK) entsteht; Hassan übernimmt ehrenamtlich die Leitung des Bereichs Forschung und Bildung. »Ich kenne die Defizite an der Universität in Marrakesch und die Möglichkeiten der Uniklinik Göttingen. Deshalb hatte ich sofort eine Hochschulkooperation vor Augen.« Sowohl medizinische als auch Forschungsinstrumente mustert die Uniklinik regelmäßig aus. Diese möchte Hassan gern nach Marrakesch bringen. Dem Pilotförderprogramm stellt er seine Projektidee mit Erfolg vor: Die nachhaltige Kombination aus materieller Hilfe, Wissenstransfer und Ausbildung trifft den Gedanken der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit exakt. Der Zusammenarbeit steht nichts im Wege. Mit jeder Lieferung fährt auch der Familienvater nach Marokko. Er organisiert dort die Ausbildung technischer Assistenten an den Geräten durch Blockveranstaltungen in Zusammenarbeit mit anderen Mitgliedern aus dem DMK und deutschen Professoren – eine echte Hochschulkooperation ist im Gange. »Für mich ist es wichtig, dass alles funktioniert und dort ankommt, wo es hinsoll. Ich stecke schließlich viel Zeit und Geld in dieses Projekt«, sagt der Forscher energisch.

Die Dihazis sind eine deutsche Akademikerfamilie – mit festen Bindungen nach Marokko und Norwegen. Aus den multikulturellen Familienbindungen erwächst das Verständnis, das Hassan für die gute Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Marokkanern braucht.



Rahima Ebrahimzada



PROJEKT:
Bau einer Mädchenschule
Organisation: Kaussar e. V.
Land: Afghanistan



Kabul 1982: Im Krankenhaus von Kabul hat Rahima Ebrahimzada alle Hände voll zu tun. Die junge Ärztin ist verheiratet, hat zwei Kinder und geht in ihrem Beruf auf. Seit dem Einmarsch der Russen 1979 fühlt sie sich nicht mehr wohl. Dennoch hält sie noch vier Jahre durch. »Dann ging es nicht mehr. Der Geheimdienst durchsuchte unsere Wohnung, jedes Parteimitglied lief mit einer Waffe herum. Mein Mann und ich hatten Angst um unsere Kinder«, blickt die dunkelhaarige Frau zurück.

Mit gefälschten Papieren, als Pflegeperson ihrer kranken Tochter, gelingt der Familie die Flucht nach Hamburg. »Wir dachten, die Situation in Afghanistan würde sich rasch bessern. Doch da waren wir im Irrtum«, trauert Rahima. Ihr Mann und sie beantragen politisches Asyl. Ohne Arbeitserlaubnis fühlt sich die Ärztin sehr unwohl, der Gang zum Sozialamt ist ihr peinlich. Die Schule fällt den Kindern sehr schwer, sie sprechen kaum Deutsch und haben Heimweh. Nach diesem ersten schweren Jahr erhält die Familie die Anerkennung des Asylantrags. Für die Afghanin der Startschuss, sich einen Job zu suchen. Sie beginnt im Klinikum Eilbek als Hospitantin und arbeitet dort seit 1986 als Ärztin. In das Familienleben kehrt Routine ein, allmählich hat jeder seinen Platz in dem neuen Land gefunden.

2002 endet die Herrschaft der Taliban; Rahima nimmt nach zwanzig Jahren wieder Kontakt zu Afghanistan auf. Sie will unbedingt etwas für die Kinder in ihrer Heimat tun und gründet mit sieben Freundinnen in Deutschland den Verein »Kaussar«.

2003 fliegt sie mit ihrem Mann nach Herat und ist erschüttert: »Nichts war mehr so wie in meinen Erinnerungen. Früher waren die Menschen stolz, Betteln war eine Schande. Jetzt lungern Bettler und Straßenkinder überall herum.« Betroffen von diesen Zuständen, will die Ärztin ein Waisenhaus für Mädchen bauen. Doch die Realitäten stehen ihr im Weg: »Die entfernten Angehörigen der Mädchen verheirateten sie mit acht Jahren. Sie kommen einfach nicht in ein Waisenhaus.«

Von 2002 bis 2005 baut der Verein daher einen Kindergarten und ein Waisenhaus für Jungen. Ein Freund in Herat kontrolliert Bau, Ausstattung und Mitarbeiter. Das Projekt läuft gut. Dann schenkt Rahimas Mutter dem Verein ein kleines Grundstück in Herat. Sofort sammelt der Verein Spenden, um eine Mädchenschule zu bauen. 2007 beantragt die engagierte Frau zudem eine Unterstützung beim Pilotförderprogramm. Der zugesicherte Beitrag ermöglicht den Bau der Schule in größerem Umfang, sorgt für eine gute Ausstattung und schafft Platz für insgesamt 500 Kinder. Durch diese Zusammenarbeit nimmt die Schule 2008 erfolgreich ihren Betrieb auf. Ein ganz neues Erlebnis für die Kinder, denn während der Taliban-Zeit stand Lernen nicht auf dem Programm.

Seit einigen Jahren ist Rahima bereits Oma. Die Vereinsarbeit ist ihr wichtig. Nicht nur wegen der Menschen in Afghanistan: »Wenn meine Generation ausstirbt, dann würde Afghanistan von unseren Nachkommen in Deutschland vergessen. Doch durch meine Arbeit bleiben sie in Kontakt mit ihren Wurzeln.«



RRR Ganzkörper-
MR-Tomographie

Richard Nawezi



PROJEKT:
Theaterprojekt zur
HIV-/Aids-Prävention
Organisation: Mutoto e. V.
Land: Demokratische
Republik Kongo



Lubumbashi 1982: Nach seinem Abitur möchte Richard Nawezi in der Demokratischen Republik Kongo Geologie studieren. Seine politischen Aktivitäten machen ihm jedoch einen Strich durch die Rechnung – die Universität nimmt ihn nicht auf. Einige Familienmitglieder leben in Belgien, deshalb beschließt Richard, dort zu studieren. Er spricht Französisch, findet schnell Freunde und einen Job, um sein Studium zu finanzieren. Drei Jahre später jedoch nimmt ihm die kongolesische Botschaft den Pass ab, er soll zurück in den Kongo.

Drei Freunde helfen ihm, über die Grenze nach Deutschland zu flüchten, wo er 1985 in Münster politisches Asyl beantragt. Vier bange Jahre vergehen, bis der Antrag genehmigt wird. In dieser Zeit lernt Nawezi Deutsch und schreibt sich an der Universität Münster für Mineralogie ein. Während des Studiums verdient sich Richard sein Geld mit Tanzkursen und Theaterspiel.

1997 hat das Regime von Diktator Mobutu im Kongo ein Ende. Für Richard Nawezi die Gelegenheit, seine Heimat wiederzusehen: »Ich kam voller Erwartung in Lubumbashi an und traute meinen Augen nicht. Die Situation im Kongo war noch viel schlimmer als 1982!« Er kehrt nach Deutschland zurück und erarbeitet das Konzept für den Verein Mutoto, den er 2000 gründet. Sein Ziel ist es, den Straßenkindern im Kongo zu helfen: »Als ich den Kongo verlassen habe, gab es keine Straßenkinder. 16 Jahre und einige Kriege später waren es unendlich viele.«

Zunächst unterstützt Mutoto drei Heime, sammelt Spendengelder und schickt sie in den Kongo, damit die Erzieher Essen, Schulmaterial und Einrichtungsgegenstände kaufen können. Später baute der Verein das eigene

»Mutoto Village«, ein Zentrum mit Internat, Schule, kleiner Bäckerei und Radiostudio auf. Als Künstler arbeitet Richard direkt mit den Kindern: »Unser Verein hat professionelle Akrobaten zu den Kindern geschickt, die mit ihnen gearbeitet haben. Wir haben inzwischen mit Mutoto Chaud eine richtig gute Gruppe!« Die Kinder aus dem Kongo besuchen Deutschland, deutsche Schüler fahren in den Kongo. Die Jugendlichen lernen sich kennen, leben und arbeiten zeitweilig zusammen und erfahren die Kultur des anderen. In den Jahren der Zusammenarbeit stößt Richard immer wieder auf das Problem HIV/AIDS. Beim Pilotförderprogramm stellt er den Antrag, das Tabuthema in einem öffentlichen Theaterstück im Kongo aufzugreifen. Die ehemaligen Straßenkinder und Künstler erzählen die wahre Geschichte einer HIV-positiven Familie. Die Gruppe führt das Stück auf Suaheli auf, vermittelt Ratschläge für Kranke und Schwangere, redet über Prävention. Zweimal besuchen GIZ-Mitarbeiter die Theatergruppe und bringen in der gemeinsamen Diskussion die eigenen Erfahrungen aus ihrer Präventionsarbeit mit ein. »Wir spielen auf Marktplätzen und in Schulen. Inzwischen möchte das Bildungsministerium, dass wir in der gesamten Provinz auftreten, nicht nur in Lubumbashi«, freut sich der Künstler über den Erfolg.

Seine Familie und viele Freunde unterstützen Richard voll und ganz bei seinem Engagement. Die deutsche und kongolesische Kultur treffen sich in Familie und Freundeskreis genauso wie in der Vereinsarbeit. »Ich möchte den deutschen Kindern zeigen, welche Stärken die kongolesischen Jugendlichen haben und umgekehrt. Dadurch entsteht ein Netzwerk über Grenzen hinweg«, versichert der Künstler.



Nguyen thi-My Hanh



PROJEKT:

Neue Ausbildung zur häuslichen
Alten- und Krankenpflege

Organisation: Vietnamesische Inter-
kulturelle Fraueninitiative
in Deutschland e.V.
Land: Vietnam



Saigon 1971: Studieren will sie im Ausland, das steht nach dem Schulabschluss für Nguyen thi-My-Hanh außer Frage. Ihr Bruder lebt bereits in Deutschland, seine Erzählungen locken auch die zierliche Schwester in das ferne Land. »Ich wollte an der FH Aachen Chemie studieren, um mit viel Wissen für mein Land schnell nach Hause zurückzukommen«, erinnert sich Nguyen.

Ihr Vater bezahlt ihr den Lebensunterhalt in den ersten Monaten, dann sucht sie sich verschiedene Jobs. Vietnamesische Kontakte hat die junge Studentin wenig, denn: »Die meisten Familien in Vietnam schicken nur ihre Söhne ins Ausland. Ich wollte aber auch Freundinnen haben.« Also schließt sie sich deutschen Frauen an, baut sich einen Freundeskreis auf. Heimweh übermannt sie immer wieder, hinzu kommen die beunruhigenden Nachrichten über den Krieg in ihrer Heimat. Die Antikriegsbewegung der studentischen Gruppen lässt Nguyen nicht kalt: »Ich dachte plötzlich, mein Gott, all diese Menschen gehen für mein Land auf die Straße, und ich sitze hier nur herum und mache gar nichts.« Sie beginnt, gemeinsam mit anderen Vietnamesen an den Protesten teilzunehmen.

1976 nehmen Deutschland und Vietnam wieder außenpolitische Beziehungen zueinander auf, der erste Botschafter kommt nach Bonn. Die Studenten aus Aachen arbeiten mit der Botschaft zusammen, 1978 darf Nguyen Vietnam nach dem Krieg erstmals wieder besuchen. »Die Armut ist mir derart ins Auge gesprungen; ich hatte das Gefühl, mein Land erst jetzt richtig kennenzulernen.« Wieder zurück in Deutschland, lernt sie ihren vietnamesischen Mann kennen, heiratet und bekommt zwei Kinder. Zufrieden ist die quirlige Frau jedoch

nicht: »Ich habe doch nicht studiert, um zu Hause herumzusitzen!« Sie verwendet ihre Energie in den nächsten Jahren darauf, Geld für Vietnam zu sammeln, tritt dem Verein der Auslandsvietnamesen bei und macht noch eine Ausbildung zur Altenpflegerin. 1995 gründet Nguyen den Verein »Vietnamesische interkulturelle Fraueninitiative«. Sie ist gut vernetzt, hat mit dem Verein der Auslandsvietnamesen einen Partner vor Ort und sprudelt über vor Ideen. Mit Spendengeldern beginnen die Frauen, Kindergärten und Schulen in Vietnam zu bauen, organisieren den Einsatz von Ärzten.

An die Deutsche Entwicklungszusammenarbeit tritt die gestandene Frau mit der Idee heran, eine Altenpflegeausbildung in Vietnam einzuführen. Gemeinsam mit dem Binh Thuan Medical College baut sie in Vietnam eine Zusatzausbildung in der Altenpflege für Frauen mit medizinischen Vorkenntnissen auf. Nguyen beteiligt sich selbst direkt an der Ausbildung zukünftiger Lehrerinnen am College. Dadurch haben immer mehr Frauen die Möglichkeit, diesen Beruf zu erlernen, und das Wissen wird von der Schule selber weitergegeben. »In Vietnam achten wir alte Menschen sehr. Bislang fehlte jedoch das Know-how, wie man sie richtig pflegt«, erklärt Nguyen. Die Altenpflegerinnen können mit dieser Dienstleistung ihr tägliches Brot verdienen und den Alten das Leben erleichtern.

Den Plan ihrer Jugend, in Vietnam für Vietnam zu arbeiten, konnte die dunkelhaarige Frau nicht realisieren, jedoch: »Durch die enge Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Vietnam erreiche ich genau das, was ich mir immer gewünscht habe – Wissen zu transportieren und aus beiden Kulturen das Beste zusammenzuführen.«



Van, Thi Thu Trang

PARADISAMA

29



**Handlung und weitere
Kontaktdaten**

Sonderausgabe für Behinderten

Man hat schon immer die Augen für die Behinderten geschlossen. Aber jetzt ist es anders. Die Behinderten sind nicht mehr nur Empfänger von Almosen, sondern sie sind auch die Empfänger von Respekt und Anerkennung. In der Türkei wurde eine 18-jährige lebendig begraben - sie hatte versucht, sich gegen die Gewalt in ihrer Familie zu wehren.

In der Türkei wurde eine 18-jährige lebendig begraben - sie hatte versucht, sich gegen die Gewalt in ihrer Familie zu wehren.

Das Foto zeigt die 18-jährige Merve, die lebendig begraben wurde. Sie war eine junge Frau, die sich gegen die Gewalt in ihrer Familie wehren wollte. Die Polizei hat sie gefunden, als sie in einem Grabstein lag. Sie war noch lebend, aber sie war nicht mehr da.

EIN ANRUF BEI

Man hat schon immer die Augen für die Behinderten geschlossen. Aber jetzt ist es anders. Die Behinderten sind nicht mehr nur Empfänger von Almosen, sondern sie sind auch die Empfänger von Respekt und Anerkennung.

Sonderausgabe

**Dramatischer Streik
des Stützpunkts**

Die Wähler

Soumare Idrissa



PROJEKT:
Erweiterung eines
Berufsbildungszentrums
Organisation: Selbsthilfegruppe der
Bürger Waoundés in Europa e. V.
Land: Senegal



Waoundé 1989: Soumare Idrissa ist 17 Jahre alt, hat keine Schulausbildung, keine Arbeit. Wie viele Menschen im Senegal beschließt der Junge, den Schritt nach Europa zu wagen. Sein Vater lebt bereits in Frankreich und schickt Geld in die Heimat. Idrissa folgt ihm: »Ich wollte eine Ausbildung machen, mir Arbeit suchen, aber all das hat nicht geklappt.«

In München lebt ein Onkel des jungen Mannes und erzählt von besseren Arbeitschancen als in Frankreich. Idrissa zögert nicht lange, siedelt nach Deutschland um und findet tatsächlich einen Aushilfsjob in einem Restaurant. Ohne Deutschkenntnisse ist für ihn die erste Zeit nicht leicht. Halt findet er in der Gemeinschaft anderer senegalesischer Migranten aus Waoundé: »Egal, wo wir auf der Welt sind, wir halten zusammen, unterstützen uns gegenseitig und unsere Leute zu Hause.«

Bei einem Besuch in seinem Heimatort lernt Idrissa 1996 seine Frau kennen, die beiden heiraten. An ein gemeinsames Leben in Deutschland wagen sie nicht zu denken, denn der frisch gebackene Ehemann hat keine Festanstellung und wenig Einkommen. Seine Frau bleibt im Senegal, er kehrt allein nach Deutschland zurück. Trotz der Freunde aus der Heimat fühlt sich Idrissa oft einsam: »In Frankreich habe ich die Sprache gesprochen, in Deutschland konnte ich mich kaum verständigen.« Also besucht er einen Deutschkurs und hofft, mit besseren Deutschkenntnissen auch eine bessere Arbeit zu finden. 2001 klappt es: »Ich fand eine richtige, feste Anstellung als Montagehilfe bei einer Firma in München. Das war der Wendepunkt in meinem Leben.« Mit dem besseren,

sicheren Einkommen holt er seine Frau nach Deutschland. Das Paar richtet sich eine eigene Wohnung ein und bekommt zwei Töchter. Nach fünf Jahren lebt die Familie endlich zusammen.

Bereits einige Jahre zuvor gründeten aus Waoundé stammende Senegalesen in Deutschland den Verein »die Bürger Waoundés«, denn: »Den Kindern in unserem Dorf soll es einmal besser gehen als uns. Wir kamen ohne Ausbildung nach Europa, hatten nichts. Das soll sich nicht wiederholen«, ist Idrissa entschlossen. Der Verein baut mit deutscher Unterstützung eine Berufsschule in dem Dorf im Osten Senegals. Dort machen die Jugendlichen eine Ausbildung in der Holz- oder Metallverarbeitung, als Elektriker, Schneider oder Friseur. Zahlreiche Antragsformulare und Spendenaufrufe später entsteht der Kontakt zum Pilotförderprogramm. Mit dessen Hilfe kann der Verein die Ausrüstung der Berufsschule erweitern, sodass sie jetzt den staatlichen Anforderungen an ein Ausbildungszentrum entspricht. 160 Schüler drücken nun in Waoundé die Schulbank, der erste Jahrgang ist seit 2009 fertig – mit einer staatlich anerkannten Ausbildung in der Tasche. Einige Absolventen wollen sich selbstständig machen, andere finden einen Job auf den Baustellen der Umgebung.

»Wir leben in beiden Kulturen, sind senegalesisch und ein bisschen deutsch«, lacht Idrissa. Der deutsche Lebensstil macht dann auch vor Waoundé nicht Halt: »Wir haben eine Straßenreinigung und einen Kindergarten angeregt.« In Deutschland arbeitet der Verein an Schulprojekten zum Thema Afrika mit und beteiligt sich an öffentlichen Veranstaltungen.

Bäckerei



Radmila Ninic



PROJEKT:
Zentrum für
erneuerbare Energien
Organisation: Nemanja e. V.
Land: Serbien



Belgrad 1972: Eigentlich wollten die Eltern von Radmila Ninic nur wenige Jahre in Deutschland als Gastarbeiter Geld verdienen. Doch dann merken sie, dass sie sich in Bielefeld wohlfühlen, und holen die Kinder nach. Das 15-jährige Mädchen kommt in die neunte Klasse, spricht kein Wort Deutsch. »Ich habe meine Freundinnen zuerst schrecklich vermisst und in der Schule nichts verstanden«, schaut Radmila zurück. Doch auf den zweiten Blick sind Lehrer und Mitschüler richtig nett. Sie lernt neue Freunde kennen, erhält viel Unterstützung durch die Lehrer. Dann macht die junge Frau ihr Abitur, anschließend eine Ausbildung als Dolmetscherin und Übersetzerin. »Wir waren meistens mit Deutschen zusammen, denn in unserer Umgebung lebten nur wenige andere Jugoslawen. Noch heute bin ich eng mit zwei Klassenkameradinnen befreundet«, erzählt Radmila.

Ihren Mann lernt sie während eines Urlaubs 1974 in ihrer Heimat kennen. Nachdem er 1977 sein Studium beendet hat, kommt er 1984 nach Bielefeld. Die beiden heiraten, bekommen drei Kinder und leben in Deutschland.

Zu Beginn der 1990er-Jahre spitzt sich der Krieg im ehemaligen Jugoslawien zu. Von Freunden und Verwandten gelangen immer neue Hiobsbotschaften in das gemütliche Reihenhaus in Bielefeld; die Familie nimmt Verwandte als Flüchtlinge auf. Kontakt zu serbischen Familien in Deutschland hat die Mutter hauptsächlich durch ihren Beruf. Angesichts der bedrohlichen Situation in Serbien spricht sie den Pfarrer an, fragt nach Adressen von Landsleuten: »Ich konnte doch nicht einfach vor dem Fernseher sitzen und es mir gut gehen lassen, während es den Menschen in Serbien so schlecht geht.«

Über die Gemeinde lernt Radmila serbische Familien kennen, mit denen sie 1991 den Verein »Nemanja« gründet. In den Kriegswirren ist humanitäre Hilfe das Wichtigste. Die Vereinsmitglieder schnüren Pakete mit Lebensmitteln und Hygieneartikeln, stürzen sich in Spendenaufrufe, stellen in den Medien die schwierige Situation der Menschen in ihrem Heimatland dar und knüpfen Verbindungen zu anderen serbischen Organisationen.

Nach Kriegsende verändert sich der Schwerpunkt der Arbeit. Jetzt geht es Nemanja um die Entwicklung Serbiens. Mit der Idee, ein Zentrum für erneuerbare Energien in dem reizvoll gelegenen Dorf Žlne zu bauen, tritt Radmila an das Pilotförderprogramm heran. Die serbische Regierung will die Gegend touristisch erschließen. Ohne Energieversorgung ist das unmöglich. Ein Wissenszentrum, das Ideen sowie Know-how liefert, Tagungs- und Versammlungsort für die Region ist, deckt sich auch mit den Zielen der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit in Serbien – eine Unterstützung des Projekts wird möglich; Energieeffizienz-Experten der GIZ aus Serbien geben Nemanja bei der Auswahl des Informationsangebots des Wissenszentrums wertvolle Hinweise. Eine fruchtbare Zusammenarbeit beginnt.

Nach den vielen Jahren der Zusammenarbeit ist der Verein in Serbien gut vernetzt. Radmila ist sich sicher: »Von Landsmann zu Landsmann ist gleich eine Vertrauensbasis da, sodass wir sofort in die Arbeit einsteigen können. In Deutschland genauso wie in Serbien. Denn wir sind ja hier wie dort zu Hause.«



Cathy Plato



Kinshasa 1984: Schon seit sie ein Kind war, wollte Catherine Nzimbu Mpanu-Mpanu-Plato das Geschäft ihres Vaters übernehmen. Um gut gerüstet zu sein, geht sie nach Deutschland und studiert Wirtschaft. »Das war eine schöne Zeit, ich war 20 und traute mir alles zu«, erinnert sich die selbstbewusste Frau. Während des Studiums lernt sie ihren Mann kennen, der sich auch als Deutscher gut ein Leben in der Demokratischen Republik Kongo vorstellen kann. Das Paar siedelt 1989 nach Afrika um, arbeitet im väterlichen Unternehmen und bekommt das erste Kind.

1991 fallen Schatten auf das Glück der jungen Familie; die Unruhen im Land nehmen zu, sie fühlen sich nicht mehr sicher. Cathys Mann kehrt zurück nach Deutschland, sucht sich eine Arbeit und ein Zuhause für Frau und Tochter. Doch die junge Mutter kommt nicht mehr heraus aus ihrem Land. Der Bürgerkrieg erreicht Kinshasa, und sie muss flüchten. Noch heute erinnert sie sich: »Bevorzugte Angriffsziele der Rebellen waren Unternehmer und Weiße. Meine Tochter ist sehr hellhäutig, und mein Vater ist ein Geschäftsmann. Ich habe mich versteckt und wollte raus aus dem Kongo.« Die Flucht gelingt ihr mit Hilfe belgischer Soldaten. Zwei Jahre später kommt der Sohn in Deutschland zur Welt, Normalität und Geborgenheit kehren in den Alltag zurück.

Nach drei Jahren bekommt Cathy einen Brief von ihrer Mutter, die in einem Vorort von Kinshasa eine Schule mit zwei Freundinnen aufgebaut und einen Verein gegründet hat. Die Schulsituation im Kongo ist miserabel, es fehlt an Ausstattung, Lehrern und Material. Zunächst unterstützt Cathy das gemeinnützige Projekt aus eige-

ner Tasche. »Ich wollte jedoch mehr erreichen und habe 1996 den Verein »Ndwenga« gegründet. Wir sind ein ganz gemischter Trupp jeden Alters.« Die Vereinsmitglieder werben um Spenden, organisieren afrikanische Märchennachmittage für Kinder und Leseabende afrikanischer Autorinnen, um Geld für die Schule zu sammeln.

Cathy ist außerdem im Fachbeirat Migration und Entwicklungszusammenarbeit beim Forum der Kulturen, dem Dachverband der Migrantenvereine in Stuttgart. Dort lernt die Kongolesin 2009 das Pilotförderprogramm kennen und stellt das Schulprojekt vor. Mit der GIZ arbeitet sie an der Verfeinerung ihrer Projektidee, durch die der Verein in Kinshasa das Schulgebäude renovieren und die Ausbildung der Kinder verbessern kann. »350 Kinder kommen aus ganz normalen Verhältnissen, aber 50 Kinder sind Waisen. Sie haben Schlimmes erlebt; üblichem Unterricht können sie oft nicht folgen. Für diese Kinder bieten wir jetzt eine praktische Ausbildung zum Landwirt und zur Näherin an«, erläutert Cathy das Projekt. Wichtig ist ihr dabei auch die Gesundheitserziehung: »Leute aus dem Gesundheitsministerium schulen die Lehrer, damit diese mit den Kindern über HIV, Hygiene und Gesundheitsthemen sprechen.«

Ihre eigenen Kinder sind in Deutschland zu Hause. Sie selber sagt: »Ich brauche das Afrikanische, Berührungspunkte zu meiner Kultur. Deshalb arbeite ich in afrikanischen Projekten, bin ich im Ausländer- und Migrationsbeirat, berate die Stadt Fellbach und gebe etwas von mir, von meiner Art zu denken, weiter.«

PROJEKT:
Gesellschaftliche und berufliche
Weiterbildung von Jugendlichen
Organisation: Ndwenga e. V.
Land: Demokratische Republik
Kongo





Rose Sekoh



PROJEKT:
Kinderzentrum Teshie
Organisation: Deutsch-Ghanaischer
Entwicklungshilfeverein e. V.
Land: Ghana



Teshie 1984: Während eines Urlaubs in England lernt Rose Sekoh einen Deutschen kennen. Sie folgt ihm nach Kiel, lernt Deutsch, für sie beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Das Leben hat es der jungen Frau aus Ghana bislang nicht leicht gemacht: »Ich habe meinen Mann früh verloren, stand mit meinen Kindern allein da. Mir ging es zu der Zeit sehr schlecht.« Ihre Kinder lässt Rose in Ghana bei ihren Eltern, denn sie möchte ihre neue Welt erst einmal kennenlernen.

Als gelernte Krankenschwester findet sie einen Job in der ambulanten Pflege. Mit ihrem Geld bezahlt sie das Internat ihrer Kinder in Ghana, sie vermisst sie sehr: »Von meinen Kindern getrennt zu sein war schwer. Ich habe jede Woche mit ihnen telefoniert und sie so oft wie möglich besucht.« Zurück in ihre Heimat will Rose jedoch nicht, denn dort hätte sie wieder bei null anfangen müssen. Nach zehn Jahren geht die Ehe mit ihrem Mann auseinander. Der gemeinsame Sohn bleibt bei Rose, zwei ihrer Töchter kommen aus Ghana nach Deutschland, und sie versorgt noch drei Adoptivkinder. Das Zentrum ihres Lebens sind die Kinder und ihre Arbeit. Nach einigen Jahren lernt sie bei Freunden ihren neuen Partner, ebenfalls einen Deutschen, kennen: »Wir sind sehr glücklich, und ich hoffe, dass wir uns nie verlieren werden.«

Als ihre Mutter stirbt, fährt Rose nach Ghana, um sie in deren Heimatdorf zu beerdigen. Es ist schon lange her, dass sie auf dem Land unterwegs war. Rose ist entsetzt: »Der Ort hat kein Wasser, keinen Strom, keine Toiletten, nichts! Das war die Herausforderung meines Lebens.« Zurück in Deutschland, grün-

det sie 1994 den Deutsch-Ghanaischen Entwicklungshilfeverein. »In Teshie gibt es einen Verein älterer Menschen, die sich um die Belange des Dorfes kümmern. Mit denen arbeiten wir zusammen.« Als Erstes steht eine Klinik auf dem Programm. Rose sammelt Spenden, die Klinik wird tatsächlich Realität. Sie lernt die Krankenschwestern an, stellt Anträge an das Gesundheitsministerium in Ghana, denn: »Ich wollte eine anerkannte Klinik mit bezahlten Ärzten und Pflegepersonal.« Das hat sie geschafft – die Klinik betreibt heute das Gesundheitsministerium.

Nach diesem Erfolg begegnet Rose auf einer Veranstaltung dem Pilotförderprogramm für Projekte von Migrantenorganisationen. In ihrem Kopf hat längst eine neue Idee Gestalt angenommen; sie will ein Kinderzentrum für ihr Dorf. »Korruption und Kriminalität sind in Ghana normal, Ehrlichkeit ist für viele ein Fremdwort. Wir müssen den Kindern andere Werte vermitteln.« Mit der GIZ entwickelt sie dieses Projekt, und zusammen mit dem Verein aus Teshie entsteht so das Kinderzentrum. Junge Mütter finden hier ein Betreuungsangebot für ihre Kinder. Rose schult die Erzieherinnen und Mütter in regelmäßigen Abständen in Fragen zu Kinderernährung, HIV und Gesundheit.

Sie möchte in einigen Jahren mit ihrem Mann wieder in Ghana leben; zusammen mit den Menschen dort etwas aufbauen. »Ich will mit den Leuten in Teshie leben, gemeinsame Ideen entwickeln und unsere Träume Realität werden lassen.«



I M P R E S S U M

Herausgeber

Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

Sitz der Gesellschaft

Bonn und Eschborn

Sektorvorhaben Migration und Entwicklung

Friedrich-Ebert-Allee 40
53113 Bonn
T + 49 228 44 60-0
F + 49 228 44 60-17 66

Dag-Hammerskjöld-Weg 1-5
65726 Eschborn
T + 49 6196 79-0
F + 49 6196 79-1115

info@giz.de
www.giz.de

Autorin

Gabriele Rzepka

Gestaltung

Alexandra Müller

Druck

KlarmannDruck GmbH
Gestaltung Druck Service
Großer Haingraben 9
65779 Kelkheim

Bildnachweis

Portraitfotos: © Ralf Bäcker (www.version-foto.de)
Projektfotos: © GIZ
Foto der Brücke auf Vorder- und Rückseite:
© istockphoto.com/gaspr13

Stand

Oktober 2011

Die GIZ ist für den Inhalt der vorliegenden Publikation verantwortlich.

Im Auftrag des

Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung (BMZ);
Referat Bund-Länder-Kommunen; Migration und Beschäftigung;
Rückkehrende und Integrierte Fachkräfte; Export- und Investitionsgarantien

Postanschriften der BMZ-Dienstsitze

BMZ Bonn	BMZ Berlin im Europahaus
Dahlmannstraße 4	Stresemannstraße 94
53113 Bonn	10963 Berlin
Deutschland	Deutschland
Tel. + 49 (0) 228 99 535 – 0	Tel. + 49 (0) 30 18 535 – 0
Fax + 49 (0) 228 99 535 – 3500	Fax + 49 (0) 30 18 535 – 2501

poststelle@bmz.bund.de
www.bmz.de